

Michael Connelly

Der Poet

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Christel Wiemken

Tod ist mein Ressort. Ich lebe von ihm. Ich schmiede meinen beruflichen Ruhm mit seiner Hilfe. Ich behandle ihn mit der Leidenschaft und Präzision eines Bestattungsunternehmers – ernst und voller Mitgefühl, wenn ich mit den Hinterbliebenen spreche, wie ein erfahrener Handwerker, wenn ich allein bin. Ich war immer der Ansicht, das Geheimnis des Umgangs mit dem Tod bestünde darin, genügend Abstand zu ihm zu halten. Die Regel lautet: Man darf nicht zulassen, dass er einem ins Gesicht atmet.

Aber ich hatte keine Chance, mich an diese Regel zu halten. Als die beiden Detectives erschienen und mir von Sean erzählten, ergriff eine kalte Taubheit von mir Besitz. Es war, als befände ich mich in einem Aquarium. Ich bewegte mich wie unter Wasser – vor und zurück, vor und zurück – und betrachtete den Rest der Welt durch das Glas.

Vom Fond ihres Wagens aus konnte ich im Rückspiegel meine Augen sehen. Sie blitzten jedes Mal auf, wenn wir eine Ampel passierten. Ich erkannte den Blitz wieder. Aus den Augen der frisch verwitweten Frauen, die ich im Laufe der Jahre interviewt hatte.

Ich kannte nur einen der beiden Detectives, Harold Wexler. Ich hatte ihn ein paar Monate zuvor kennen gelernt, als ich mit Sean auf einen Drink ins Pints Of gegangen war. Sie gehörten beide derselben Abteilung der Polizei von Denver an, der CAP, die für Verbrechen an Menschen zuständig war. Ich erinnerte mich, dass Sean ihn Wex genannt hatte. Cops reden sich immer

mit Spitznamen an. Der von Wexler ist Wex, und der von Sean war Mac. Das ist so eine Art Stammesbindung. Einige der Namen sind nicht gerade schmeichelhaft, aber die Cops beschweren sich nicht. Ich kenne einen in Colorado Springs, der Scoto heißt und den die meisten Scroto nennen. Ein paar gehen sogar so weit, ihn Scrotum zu nennen, aber ich nehme an, man muss schon ein sehr guter Freund sein, um sich das erlauben zu dürfen.

Wexler war gebaut wie ein kleiner Bulle, kräftig, untersetzt, mit einer von Zigaretten und Whiskey verräucherten Stimme. Ein scharfgeschnittenes, auffallend rotes Gesicht. Ich erinnere mich, dass er Jim Beam auf Eis trank. Mich interessiert immer, was Cops trinken. Es verrät eine Menge über sie. Wenn sie ihre Drinks unverdünnt zu sich nehmen, muss ich immer denken, dass sie vielleicht zu oft zu viele Dinge gesehen haben, die die meisten Menschen überhaupt nicht zu sehen bekommen. Sean trank an jenem Abend Lite Bier, aber er war auch noch jung. Obwohl er die Abteilung leitete, war er mindestens zehn Jahre jünger als Wexler. Zehn Jahre später hätte er seine Medizin vielleicht auch kalt und unverdünnt eingenommen, wie Wexler. Doch das werde ich jetzt nie erleben.

Ich verbrachte den größten Teil der Fahrt damit, an jenen Abend im Pints Of zu denken. Nicht, dass dort irgendetwas Wichtiges passiert wäre. Nur ein paar Drinks mit meinem Bruder. Und das letzte Mal, dass wir uns richtig gut verstanden. Bevor Theresa Lofton auftauchte. Diese Erinnerung versetzte mich wieder zurück in das Aquarium.

Doch sobald die Realität es schaffte, das Glas zu durchdringen und in mein Herz vorzustößen, überwältigte mich ein Gefühl des Versagens und des Kammers. Es war die erste wirkliche Seelenqual, die ich in meinen vierunddreißig Jahren durchmachen musste. Das schloss den Tod meiner Schwester mit ein. Damals war ich noch zu jung gewesen, um richtig um Sarah trauern oder auch nur den Schmerz eines nicht erfüllten Lebens

begreifen zu können. Jetzt trauerte ich, weil ich nicht einmal gewusst hatte, dass Sean so dicht am Abgrund gestanden hatte. Er war Lite Bier gewesen, während all die anderen Cops, die ich kannte, Whiskey on the rocks waren.

Natürlich war mir bewusst, wie viel Selbstmitleid in dieser Art von Trauer steckte. Wir hatten einander lange Zeit nicht richtig zugehört. Wir hatten unterschiedliche Wege eingeschlagen. Und jedes Mal, wenn ich mir diese Tatsache eingestand, begann der Kreislauf des Kummers von vorn.

Mein Bruder hatte mir einmal die Theorie des Limits erklärt. Er sagte, jeder Cop, der in der Mordkommission arbeite, habe ein Limit, aber dieses Limit sei ihm unbekannt, bis er es erreicht habe. Er redete über Tote. Sean war überzeugt, dass jeder Cop nur soundso viele Tote ertragen konnte. Die Zahl lautete bei jedem anders. Manche klappten schon früh zusammen. Andere gehörten der Mordkommission zwanzig Jahre lang an und kamen nicht einmal in die Nähe des Limits. Aber eine Zahl gab es immer. Und wenn sie erreicht war, dann war Schluss. Man ließ sich ins Archiv versetzen, man gab seine Dienstmarke ab, man tat irgendetwas. Weil man den Anblick eines weiteren Toten einfach nicht ertragen hätte. Doch wenn man trotzdem blieb, wenn man sein Limit überschritt, nun ja, dann gab es Probleme, die damit enden konnten, dass man sich eine Kugel in den Kopf schoss. Genau das hatte Sean gesagt.

Mir wurde bewusst, dass mich der andere Detective, Ray St. Louis, angesprochen hatte.

Er war viel größer als Wexler. Selbst in dem schwachen Licht im Wageninnern konnte ich die Unebenheit seines pockennarbigem Gesichts erkennen. Ich kannte ihn nicht, aber ich hatte gehört, wie andere Cops über ihn redeten, und ich wusste, dass sie ihn Big Dog nannten. Als ich ihn und Wexler zusammen sah, als sie im Foyer der *Rocky* auf mich warteten, hielt ich sie für das

perfekte Mutt-und-Jeff-Paar. Sie sahen aus, als wären sie direkt aus einem Spätfilm gestiegen. Lange, dunkle Mäntel. Hüte. Die ganze Szene hätte in Schwarzweiß sein sollen.

»Haben Sie gehört, Jack? *Wir* bringen es ihr bei. Das ist unser Job, aber es wäre uns sehr lieb, wenn Sie dabei sein könnten, vielleicht sogar bei ihr bleiben würden, wenn es hart auf hart geht. Sie wissen schon – wenn sie jemanden um sich braucht. Okay?«

»Okay.«

»Gut, Jack.«

Wir waren unterwegs zu Seans Haus. Nicht zu der Wohnung, die er sich mit vier anderen Cops in Denver teilte, damit er den Vorschriften entsprechend ein Einwohner von Denver war. Sondern zu seinem Haus in Boulder, wo seine Frau Riley uns die Tür öffnen würde. Ich wusste, dass niemand ihr etwas beizubringen brauchte. Sie würde wissen, was passiert war, sobald sie uns drei ohne Sean dastehen sah. Jede Frau eines Cops würde sofort Bescheid wissen. Diese Frauen verbringen ihr Leben damit, genau den Tag zu fürchten und sich auf ihn einzustellen. Jedes Mal, wenn jemand an die Tür klopft, rechnen sie damit, dass es Todesboten sein könnten. Diesmal würde es der Fall sein.

»Sie wird es sowieso wissen«, erklärte ich ihnen.

»Vermutlich«, sagte Wexler. »Sie wissen es immer.«

Mir wurde klar, dass sie darauf sogar bauten. Das würde ihren Job leichter machen.

Ich ließ mein Kinn auf die Brust sinken, schob die Finger unter die Brille und massierte meine Nasenwurzel. Mir war bewusst, dass ich zu einer Figur aus einer meiner eigenen Storys geworden war – dass ich die Zeichen des Kummers und Verlustes zur Schau stellte, die ich sonst so mühsam formulierte, damit eine fünfundsiebzig Zentimeter lange Zeitungsstory besonders ergreifend wurde.

Ein Schamgefühl überfiel mich, als ich an all meine Anrufe bei

einer Witwe oder den Eltern eines toten Kindes dachte. Oder bei dem Bruder eines Selbstmörders. Ja, sogar solche Leute hatte ich angerufen. Ich glaube nicht, dass es irgendeine Art von Tod gibt, über die ich nicht geschrieben habe, bei der ich nicht zum Eindringling in anderer Leute Schmerz geworden war.

Wie fühlen Sie sich? Worte, die einem Reporter geläufig sind. Immer die erste Frage. Vielleicht nicht so direkt gestellt, sondern sorgfältig hinter Worten getarnt, die Mitgefühl und Verständnis ausdrücken sollten – Empfindungen, die mir in Wirklichkeit abgingen. Ich habe sogar ein Andenken an diese Gefühllosigkeit. Eine schmale weiße Narbe auf meiner linken Wange, direkt oberhalb meines Bartes. Sie stammt von dem Diamanten am Verlobungsring einer Frau, deren Verlobter gerade in einer Lawine in der Nähe von Breckenridge ums Leben gekommen war. Ich stellte ihr die übliche Frage, und sie reagierte mit einer Rückhand quer über mein Gesicht. Damals war ich noch neu in diesem Job und glaubte, mir wäre Unrecht geschehen. Heute trage ich die Narbe wie eine Medaille.

»Halten Sie bitte an«, sagte ich. »Ich muss mich übergeben.«

Wexler steuerte den Wagen sofort auf die Standspur des Freeways. Wir schlitterten ein wenig auf dem schwarzen Eis, doch dann gewann Wexler die Kontrolle zurück. Noch bevor der Wagen völlig zum Stillstand gekommen war, versuchte ich verzweifelt, die Tür zu öffnen, aber der Griff funktionierte nicht. Es war ein Polizeifahrzeug, begriff ich dann, und die meisten Leute, die auf dem Rücksitz mitfuhren, waren Verdächtige oder Gefangene.

»Die Tür«, brachte ich mühsam heraus.

Der Wagen kam schließlich mit einem Ruck zum Stehen, und Wexler löste die Sicherheitsverriegelung. Ich öffnete die Tür, beugte mich hinaus und erbrach mich in den schmutzigen Schneematsch. Eine halbe Minute lang rührte ich mich nicht, wartete auf mehr, doch es kam nichts. Ich war leer. Ich dachte an den Rücksitz des Wagens. Für Verdächtige und Gefangene.

Ich nahm an, dass ich jetzt beides war. Verdächtig als Bruder. Und ein Gefangener meines eigenen Stolzes. Das Urteil würde natürlich lebenslänglich lauten.

Mit der Erleichterung, die der körperliche Exorzismus mit sich brachte, glitten diese Gedanken rasch hinweg. Ich stieg vorsichtig aus dem Wagen und ging bis an den Rand des Asphalts, auf dem die Lichter vorbeifahrender Wagen im Februar-schnee in schillernden Regenbogenfarben reflektiert wurden. Es sah so aus, als hätten wir am Rande einer Viehweide angehalten, aber ich wusste nicht, wo wir waren. Ich hatte nicht darauf geachtet. Ich zog meine Handschuhe aus, nahm die Brille ab und steckte sie in meine Manteltasche. Dann bückte ich mich und grub durch die schmutzige Oberfläche, bis ich an Schnee kam, der weiß und sauber war. Ich nahm zwei Hand voll von dem kalten, sauberen Pulver, drückte es an mein Gesicht und verrieb es, bis meine Haut brannte.

»Alles okay?«, fragte St. Louis.

Er war mit dieser dämlichen Frage hinter mich getreten. Sie lag auf der gleichen Ebene wie das *Wie fühlen Sie sich?* Ich ignorierte sie.

»Fahren wir«, sagte ich.

Wir stiegen wieder ein, und Wexler steuerte den Wagen wortlos zurück auf die Fahrbahn. Ich entdeckte das Schild für die Ausfahrt Broomfield und wusste nun, dass wir ungefähr die Hälfte der Strecke hinter uns hatten. Ich war in Boulder aufgewachsen und hatte die knapp fünfzig Kilometer zwischen Boulder und Denver bestimmt an die tausend Mal zurückgelegt, aber jetzt kam mir die Gegend wie ein Territorium auf dem Mond vor.

Zum ersten Mal dachte ich an meine Eltern und daran, wie sie auf die Nachricht reagieren würden. Stoisch, vermutete ich. So gingen sie mit allem um. Sie sprachen nie über irgendetwas. Sie machten einfach weiter. So war es bei Sarah gewesen. So würde es nun auch bei Sean sein.

»Warum hat er es getan?«, fragte ich nach ein paar Minuten. Wexler und St. Louis antworteten nicht.

»Ich bin sein Bruder. Wir sind Zwillinge, verdammt nochmal!«

»Außerdem sind Sie Journalist«, sagte St. Louis. »Wir haben Sie abgeholt, weil wir möchten, dass jemand von der Familie bei Riley ist. Sie sind der Einzige ...«

»*Mein Bruder hat sich umgebracht!*«

Ich sagte es zu laut, mit einem hysterischen Unterton, von dem ich wusste, dass er bei Cops nie wirkt. Man fängt an zu brüllen, und sie sind imstande, den Laden dichtzumachen, ganz cool zu werden. Ich fuhr mit gedämpfterer Stimme fort: »Ich meine, ich habe ein Recht darauf zu wissen, was passiert ist und warum. Ich habe nicht vor, irgendeinen gottverdammten Artikel zu schreiben. Himmel, ihr Kerle seid ...«

Ich schüttelte den Kopf und beendete den Satz nicht. Wenn ich es versuchte, würde ich vermutlich wieder die Beherrschung verlieren. Ich schaute aus dem Fenster. Die Lichter von Boulder kamen näher. Erheblich mehr Lichter als in meiner Kindheit.

»*Warum*, wissen wir nicht«, sagte Wexler schließlich nach einer halben Minute. »Okay? Alles, was ich sagen kann, ist, dass so etwas vorkommt. Manchmal haben Cops die Scheiße satt. Vielleicht hatte Mac einfach genug davon. Wer weiß? Aber sie versuchen, es herauszubekommen. Und wenn sie es wissen, werde ich es erfahren. Und ich werde es Ihnen sagen. Das ist ein Versprechen.«

»Wer untersucht den Fall?«

»Die Parkverwaltung hat es unserer Abteilung übergeben. SIU arbeitet daran.«

»Wie bitte? Das Dezernat für Sonderermittlungen? Die kümmern sich doch sonst nicht um Selbstmorde von Cops!«

»Normalerweise nicht. Das tun wir von der Abteilung CAP. Aber es ist so, dass sie uns nicht über einen unserer Leute ermitteln lassen wollen. Interessenkonflikt.«

CAP, dachte ich. Crimes Against Persons – Verbrechen an Menschen. Mord, Totschlag, Körperverletzung, Vergewaltigung, Selbstmord. Ich fragte mich, wer in den Berichten als derjenige Mensch benannt werden würde, an dem das Verbrechen begangen worden war. Riley? Ich? Meine Eltern? Mein Bruder?

»Es war wegen Theresa Lofton, stimmt's?«, fragte ich. Obwohl es im Grunde keine Frage war. Ich hatte nicht das Gefühl, ihre Bestätigung oder ihr Dementi zu brauchen. Ich sprach nur laut aus, was für mich auf der Hand zu liegen schien.

»Wir wissen es nicht, Jack«, sagte St. Louis. »Belassen wir's fürs Erste dabei.«

Der Tod von Theresa Lofton war die Art von Mord, die Leute aufhorchen ließ. Nicht nur in Denver, sondern überall. Er veranlasste jedermann, der davon hörte oder darüber las, zumindest eine Sekunde lang innezuhalten und über die Gewalttätigkeit nachzudenken, die diesen Tod begleitet hatte, über das flau Gefühl im Bauch, das er verursachte.

Die meisten Tötungsdelikte sind kleine Morde. So jedenfalls nennen wir sie im Zeitungsgeschäft. Ihre Wirkung auf andere ist beschränkt, ihre Auswirkung auf die Imagination kurzlebig. Sie bekommen ein paar Absätze auf einer der Innenseiten, werden auf die gleiche Art in den Zeitungen vergraben wie die Opfer in der Erde.

Aber wenn eine hübsche College-Studentin an einem bis dahin friedlichen Ort wie dem Washington Park in zwei Teilen gefunden wird, dann ist für gewöhnlich in der Zeitung gar nicht genügend Platz für all das, was darüber geschrieben wird. Der Mord an Theresa Lofton war kein kleiner Mord. Er war ein Magnet, der Journalisten von überallher anzog. Und so fielen sie in Denver ein, aus Städten wie New York, Chicago und Los Angeles, Reporter von Fernsehsendern, von Massenblättern und von seriösen Zeitungen. Eine Woche lang wohnten sie in den besseren Hotels, durchstreiften die Stadt und den Campus

der University of Denver, stellten bedeutungslose Fragen und erhielten bedeutungslose Antworten. Einige von ihnen trieben sich auch in der Umgebung der Kindertagesstätte herum, in der Lofton stundenweise gearbeitet hatte, oder fuhren hinauf nach Butte, wo sie herkam. Wo immer sie aufkreuzten, erfuhren sie dasselbe – dass Theresa Lofton in die exklusivste aller Medienschablonen hineinpasste: die des typischen amerikanischen Mädchens.

Der Mord an Theresa Lofton wurde überall mit dem Fall der Schwarzen Dahlie fünfzig Jahre zuvor in Los Angeles verglichen. Damals war ein nicht ganz so typisches amerikanisches Mädchen in der Mitte durchgetrennt auf einem unbebauten Grundstück gefunden worden. Eine reißerisch aufgemachte Fernseh-Show erfand für Theresa Lofton den Namen Weiße Dahlie, weil sie auf einem schneebedeckten Feld in der Nähe des Lake Grasmere in Denver gefunden worden war.

Und so erhielt sich die Story aus sich selbst. Sie brannte fast zwei Wochen lang so heiß wie ein Feuer in einer Mülltonne. Aber niemand wurde verhaftet, und es gab andere Verbrechen, andere Feuer, an denen die nationalen Medien sich wärmen konnten. Meldungen über den neuesten Stand der Dinge im Fall Lofton wanderten auf die Innenseiten der Zeitungen von Colorado. Sie wurden zu Kurzberichten in der Rubrik Vermischtes. Und schließlich nahm Theresa Lofton nur noch einen Platz unter den kleinen Morden ein. Sie wurde vergraben.

Die ganze Zeit über blieben die Polizei im Allgemeinen und mein Bruder im Besonderen praktisch stumm und weigerten sich sogar, die Tatsache zu bestätigen, dass das Opfer in zwei Teilen gefunden worden war. Dieses Detail war nur zufällig durch einen Fotografen der *Rocky* bekannt geworden, der Iggy Gomez hieß. Er war auf der Suche nach Graffiti im Park gewesen, um jene Art von Fotos zu machen, die an einem Tag, an dem sonst nichts los ist, die Seiten füllen. Dabei war er vor allen anderen Journalisten oder Fotografen zufällig auf den Ort des

Verbrechens gestoßen. Die Cops hatten den Coroner und die Kriminalbeamten telefonisch informiert, weil sie wussten, dass die *Rocky* und die *Post* ihren Funkverkehr abhörten. Gomez machte Aufnahmen von den beiden Tragbahnen, die zum Abtransport der zwei Leichensäcke benutzt wurden. Er rief die Lokalredaktion an und sagte, die Cops arbeiteten an einem Doppelmord, und der Größe der Säcke nach zu urteilen handele es sich vermutlich um Kinder.

Später machte sich ein Polizeireporter der *Rocky* an einen Informanten im Büro des Coroners heran, und von ihm erfuhr er die grauenhafte Tatsache, dass ein Mordopfer in zwei Teilen in die Leichenhalle gebracht worden war. Die Story, die die *Rocky* am nächsten Morgen veröffentlichte, war der Sirenengesang für sämtliche Medien überall im Lande.

Mein Bruder und seine CAP-Mannschaft taten so, als fühlten sie sich nicht im Mindesten verpflichtet, die Öffentlichkeit zu informieren. Jeden Tag gab der Pressesprecher der Polizei von Denver ein paar magere Zeilen als Presseinformation heraus, die besagten, dass die Ermittlungen fortgesetzt würden und es bisher noch keine Verhaftung gegeben hätte. Wenn sie sich in die Enge getrieben fühlten, erklärten die hohen Tiere, der Fall würde schließlich nicht von den Medien ermittelt, obwohl das im Grunde eine lächerliche Behauptung war. Da sie von den Behörden kaum Informationen erhielten, taten die Medien, was sie in solchen Fällen immer tun. Sie stellten ihre eigenen Ermittlungen an und betäubten die lesende und fernsehende Öffentlichkeit mit unzähligen Details über das Leben des Opfers, die in Wirklichkeit völlig unerheblich waren.

Nach ein paar Wochen war der Medienrummel dann vorbei, erstickt, weil es ihm an seinem Lebenselixier mangelte: an Informationen.

Ich schrieb nicht über Theresa Lofton. Aber ich hätte es gern getan. Es war eine Art von Story, die einem hier nicht alle Tage

über den Weg läuft, und jeder Reporter hätte sich gern ein Stück davon abgeschnitten. Aber anfangs arbeitete Van Jackson daran, zusammen mit Laura Fitzgibbons, der für den Campus zuständigen Reporterin. Ich musste abwarten, bis meine Zeit gekommen war. Ich wusste, wenn die Cops die Sache nicht aufklärten, würde ich eines Tages zum Zuge kommen. Als Jackson mich im Frühstadium des Falles fragte, ob ich irgendetwas aus meinem Bruder herausholen könne, und sei es auch nur inoffiziell, sagte ich deshalb, ich würde es versuchen. Aber ich versuchte es nicht. Ich wollte die Story für mich und dachte nicht daran, Jackson zu helfen, indem ich ihm Material aus meiner eigenen Quelle überließ.

Ende Januar, als der Fall einen Monat alt und aus den Schlagzeilen verschwunden war, tat ich meinen ersten Schritt. Und machte einen Fehler.

Eines Morgens suchte ich Greg Glenn auf, den Lokalredakteur, und sagte ihm, dass ich mich gern umfassender mit dem Lofton-Fall beschäftigen würde. Das war meine Spezialität, mein Ressort. Lange Artikel über bemerkenswerte Morde im Rocky Mountain Empire. Ich erinnerte Glenn daran, dass ich einen Informanten hatte. Es sei der Fall meines Bruders, sagte ich, und er würde nur mir etwas darüber erzählen. Glenn dachte nicht lange darüber nach, welche Zeit und Mühe Jackson bereits in die Story investiert hatte. Ich hatte es geahnt. Alles, worum es ihm ging, war, eine Story zu bekommen, die die *Post* nicht hatte. Ich verließ sein Büro mit dem Auftrag.

Mein Fehler war, dass ich Glenn gesagt hatte, ich hätte einen Informanten, bevor ich mit meinem Bruder gesprochen hatte. Am nächsten Tag ging ich die zwei Blocks von der *Rocky* zur Polizeizentrale und traf mich mit ihm zum Lunch in der Cafeteria. Ich erzählte ihm von meinem Auftrag. Sean sagte, ich solle die Finger davon lassen.

»Gib's auf, Jack. Ich kann dir nicht helfen.«

»Wie meinst du das? Es ist doch dein Fall.«

»Es ist mein Fall, aber ich arbeite weder mit dir zusammen noch mit sonst jemandem, der darüber schreiben möchte. Ich habe die wichtigsten Details bekannt gegeben, mehr brauche ich nicht zu tun, und dabei bleibt es auch.«

Er ließ den Blick durch die Cafeteria schweifen. Er hatte die ärgerliche Angewohnheit, einen nicht anzuschauen, wenn man anderer Ansicht war als er. Als wir noch klein waren, bin ich immer über ihn hergefallen, wenn er das tat, und habe ihm einen Stoß in den Rücken versetzt. Das ging jetzt leider nicht mehr.

»Sean, das ist eine gute Story. Du musst ...«

»Ich muss überhaupt nichts, und es ist mir scheißegal, was für eine Story es ist. Diese Sache ist schlimm, Jack. Ich kriege sie nicht mehr aus dem Kopf. Und ich denke nicht daran, dir dabei zu helfen, mit ihr mehr Zeitungen zu verkaufen.«

»Sieh mich an, Mann. Ich bin Journalist. Mir ist es gleich, ob die Auflage steigt oder nicht. Mir geht es nur um die Story. Die Zeitung ist mir scheißegal. Du weißt ganz genau, wie ich in dieser Hinsicht denke.«

Endlich drehte er sich wieder zu mir um.

»Und du weißt jetzt, wie ich über diesen Fall denke«, sagte er.

Ich schwieg für einen Moment und zündete mir eine Zigarette an. Ich war damals auf ungefähr eine halbe Schachtel am Tag herunter und hätte darauf verzichten können, aber ich wusste, dass es ihn störte. Also rauchte ich.

»Rauchen ist hier nicht erlaubt, Jack.«

»Buchte mich doch ein! Dann hast du wenigstens *irgendjemanden* verhaftet.«

»Warum bist du nur gleich so ein Arschloch, sobald du nicht bekommst, was du haben willst?«

»Und weshalb bist du eines? Du kannst den Fall nicht aufklären, stimmt's? Du willst nicht, dass ich herumwühle und über dein Versagen schreibe. Du hast bereits aufgegeben.«

»Jack, versuch es nicht mit solch einer Scheiße unter der Gürtellinie. Du weißt genau, das hat noch nie funktioniert.«

Er hatte Recht. So etwas funktionierte nie.

»Was dann? Willst du diese kleine Horrorgeschichte einfach für dich behalten? Ist es das?«

»Ja. Ungefähr so könnte man es ausdrücken.«

Ich saß mit verschränkten Armen hinter Wexler und St. Louis. Es war tröstlich. Fast so, als hielte ich mich selbst zusammen. Je länger ich über meinen Bruder nachdachte, desto weniger Sinn machte die ganze Sache. Ich wusste, dass der Lofton-Fall ihm schwer zu schaffen gemacht hatte, aber nicht in dem Maße, dass er sich deshalb das Leben genommen hätte. Nicht Sean.

»Hat er seine eigene Waffe benutzt?«

Wexler musterte mich im Rückspiegel. Ich fragte mich, ob er wusste, was zwischen meinem Bruder und mich einen Keil getrieben hatte.

»Ja.«

Die Antwort traf mich wie ein Schlag. Es war einfach unvorstellbar. Der Lofton-Fall war mir egal. Was sie sagten, konnte einfach nicht stimmen.

»Das glaube ich nicht.«

St. Louis drehte sich um und sah mich an.

»Wie meinen Sie das?«

»Er hätte es nicht getan, das ist alles.«

»Hören Sie, Jack, er ...«

»Er hatte die Scheiße, die aus dem Rohr kommt, nicht satt. Er liebte sie. Fragen Sie Riley. Fragen Sie irgendjemanden im ... Wex, Sie haben ihn am besten gekannt, und Sie wissen, dass es Blödsinn ist. Er liebte die Jagd. So hat er es immer genannt. Er hätte sie gegen nichts auf der Welt eingetauscht. Er hätte inzwischen stellvertretender Polizeichef sein können, aber er wollte es nicht. Er wollte im Morddezernat arbeiten. Er blieb bei CAP.«

Wexler antwortete nicht. Wir waren mittlerweile in Boulder und fuhren auf der Baseline in Richtung Cascade. Ich hatte das Gefühl zu fallen.

- »Was ist mit einem Abschiedsbrief?«, sagte ich schließlich.
»Was ...«
»Es gibt einen Abschiedsbrief. Jedenfalls etwas in der Art.«
Ich bemerkte, dass St. Louis Wexler einen Blick zuwarf, der besagte: Du redest zu viel.
»Was hat er geschrieben?« Ein langes Schweigen.
Dann sagte Wexler: »Jenseits von Raum. Jenseits von Zeit.«
»Jenseits von Raum. Jenseits von Zeit. Sonst nichts?«
»Sonst nichts. Mehr stand nicht da.«

Das Lächeln auf Rileys Gesicht dauerte ungefähr drei Sekunden. Dann trat sofort der Ausdruck des Entsetzens an seine Stelle. Das Gehirn ist ein erstaunlicher Computer. Ein sekundenlanges Blick in die drei Gesichter an deiner Tür, und du weißt, dass dein Mann nie mehr nach Hause kommen wird. Damit könnte IBM nicht konkurrieren. Ihr Mund verwandelte sich in ein grauenhaftes schwarzes Loch, aus dem zuerst ein unverständlicher Laut hervorbrach und dann das unvermeidliche, nutzlose Wort: »Nein!«

- »Riley«, versuchte Wexler. »Setzen Sie sich erst einmal hin.«
»Nein, oh Gott, nein!«
»Riley ...«

Sie wich von der Tür zurück, bewegte sich wie ein in die Enge getriebenes Tier, zuerst in die eine, dann in die entgegengesetzte Richtung, ganz so, als glaubte sie, etwas ändern zu können, wenn sie uns nur entwischen konnte. Wir folgten ihr ins Wohnzimmer, wo sie mitten auf der Couch zusammenbrach und in einen nahezu katatonischen Zustand fiel. Tränen stiegen ihr in die Augen. Wexler setzte sich neben sie. Big Dog und ich standen einfach da, stumm wie Feiglinge.

»Ist er tot?«, fragte sie. Sie kannte die Antwort, wusste aber, dass sie dies noch hinter sich bringen musste.

- Wexler nickte.
»Wie?«

Wexler schaute zu Boden und zögerte einen Augenblick. Dann sah er mich an und schließlich wieder Riley.

»Er hat es selbst getan, Riley. Es tut mir Leid.«

Sie glaubte es nicht, ebenso wenig wie ich. Aber Wexler erzählte ihr die ganze Geschichte, und nach einer Weile hörte sie auf zu protestieren. Das war der Moment, in dem sie mich zum ersten Mal anschaute, tränenüberströmt. Auf ihrem Gesicht lag ein flehender Ausdruck, als wollte sie mich fragen, ob wir den gleichen Albtraum durchlitten und ob ich nicht etwas dagegen tun konnte. Warum weckte ich sie nicht auf? Konnte ich diesen beiden Typen aus einem Schwarzweißfilm nicht sagen, wie sehr sie sich irrten? Ich setzte mich neben sie und nahm sie in die Arme. Dazu war ich da. Ich hatte diese Szene oft genug gesehen, um zu wissen, was von mir erwartet wurde.

»Ich werde hier bleiben«, flüsterte ich. »Solange du willst.«

Sie antwortete nicht, sondern löste sich aus meinen Armen und wandte sich an Wexler.

»Wo ist es passiert?«

»In Estes Park. Am See.«

»Nein, dorthin wäre er nie – was hat er da oben gemacht?«

»Er hatte einen Anruf bekommen. Jemand sagte, er hätte vielleicht Informationen zu einem seiner Fälle. Sean wollte sich mit ihm auf einen Kaffee im Stanley treffen. Danach ... fuhr er zum See hinaus. Wir wissen nicht, weshalb er dorthin gefahren ist. Er wurde in seinem Wagen gefunden, von einem Ranger, der den Schuss gehört hatte.«

»Informationen zu welchem Fall?«, fragte ich.

»Hören Sie, Jack, ich möchte nicht ...«

»*Zu welchem Fall?*«, brüllte ich, diesmal ohne Rücksicht auf meine Lautstärke. »Es war Lofton, stimmt's?« Wexler nickte kurz, und St. Louis trat kopfschüttelnd ans Fenster.

»Wen wollte er treffen?«

»Kann ich Ihnen nicht sagen. Details gehen Sie nichts an.«

»Ich bin sein Bruder. Und das ist seine Frau.«

»Es wird alles genauestens untersucht. Aber wenn Sie nach Unstimmigkeiten suchen – es gibt keine. Wir sind dort gewesen. Er hat sich selbst umgebracht. Er hat seine eigene Waffe benutzt, er hat eine Nachricht hinterlassen, und wir haben an seinen Händen Pulverrückstände gefunden. Ich wollte, es wäre nicht so. Aber er hat es getan.«

2

In Colorado schaufeln die Bagger beim Ausheben im Winter gefrorene Erdklumpen aus. Mein Bruder wurde im Green Mountain Memorial Park in Boulder begraben, kaum eine Meile von dem Haus entfernt, in dem wir aufgewachsen waren. Als Kinder kamen wir im Sommer auf dem Weg zum Chautauqua Park daran vorbei. Ich glaube nicht, dass wir je einen Blick auf die Grabsteine warfen und auch nur einen Gedanken daran verschwendeten, dass dies der Ort sein könnte, an dem wir einst enden würden. Doch genauso war es für Sean gekommen.

Der Green Mountain erhob sich über dem Friedhof wie ein riesiger Altar und ließ die kleine Versammlung am Grab noch kleiner erscheinen. Riley war natürlich da, zusammen mit ihren Eltern und meinen. Wexler und St. Louis, an die zwei Dutzend weitere Cops, ein paar Freunde von der High School, mit denen weder Sean, Riley noch ich in Verbindung geblieben waren, und ich. Es war kein offizielles Polizeibegräbnis mit Fahnen und dem ganzen Trara. Dieses Ritual blieb denen vorbehalten, die in Ausübung ihres Dienstes ums Leben gekommen waren. Obwohl man argumentieren konnte, dass es sehr wohl ein Tod in Ausübung des Dienstes gewesen war, wurde er von der Zentrale nicht als solcher betrachtet. Also bekam Sean keine große

Schau, und der größte Teil der Polizei von Denver blieb der Zeremonie fern. Selbstmord wird von vielen der Männer in Blau für ansteckend gehalten.

Ich war einer der Sargträger. Ich ging vorn, zusammen mit meinem Vater. Zwei Cops, die ich vor diesem Tag noch nie gesehen hatte, die aber zu Seans Team gehörten, übernahmen die Mitte, und Wexler und St. Louis das Ende. St. Louis war zu groß und Wexler zu klein. Mutt und Jeff. Deshalb neigte sich der Sarg nach einer Seite. Es muss merkwürdig ausgesehen haben. Meine Gedanken schweiften ab, während ich mit dem Gewicht kämpfte, ich stellte mir vor, wie Seans Körper in dem Sarg hin und her rollte.

Ich sprach an diesem Tag nicht viel mit meinen Eltern, obwohl ich mit ihnen und Rileys Eltern zurückfuhr. Wir hatten seit Jahren nicht mehr über irgendetwas Bedeutsames gesprochen, und nicht einmal Seans Tod konnte daran etwas ändern. Nach dem Tod meiner Schwester vor zwanzig Jahren hat sich ihr Verhältnis zu mir geändert. Es sah so aus, als wäre ich, der Überlebende des Unfalls, verdächtig geworden, gerade *weil* ich überlebt hatte. Außerdem bin ich sicher, dass ich sie seit damals mit meinen Entscheidungen immer wieder enttäuscht habe. Ich stelle mir all diese kleinen Enttäuschungen wie Zinsen vor, die sich auf einem Bankkonto ansammeln, bis so viel vorhanden ist, dass sie sich damit zur Ruhe setzen können. Wir sind einander fremd geworden. Ich besuche sie nur an irgendwelchen Feiertagen. Deshalb gab es auch nichts von Bedeutung, was ich zu ihnen hätte sagen können, und nichts, was sie zu mir hätten sagen können. Abgesehen vom gelegentlichen Schluchzen Rileys war es im Innern der Limousine so still wie in Seans Sarg.

Nach der Beerdigung nahm ich zusätzlich zu der einen freien Woche nach einem Todesfall, den die Zeitung gewährte, zwei Wochen Urlaub und fuhr ganz allein in die Rockies hinauf. Ich

bin immer wieder fasziniert von den Bergen. Dort verheilen meine Wunden am schnellsten.

Ich fuhr auf der 70 nach Westen, durch den Loveland Pass und über die Gipfel nach Grand Junction. Ich ließ mir dafür drei Tage Zeit, machte zum Skilaufen Halt, hielt manchmal einfach in Überholbuchten an, um nachzudenken. Nach Grand Junction fuhr ich Richtung Süden und erreichte am nächsten Tag Telluride. Ich hatte den Cherokee die ganze Zeit auf Allrad-Antrieb geschaltet. Ich blieb in Silverton, weil die Zimmer dort billiger waren, und lief eine Woche lang jeden Tag Ski. Die Abende verbrachte ich Jägermeister trinkend in meinem Zimmer oder am Kamin der jeweiligen Skihütte. Ich versuchte, meinen Körper zu erschöpfen, in der Hoffnung, dass meine Seele ihm zur Ruhe folgen würde. Aber es gelang nicht. All meine Gedanken kreisten um Sean. Jenseits von Raum. Jenseits von Zeit. Seine letzte Botschaft war ein Rätsel, das mein Verstand nicht lösen konnte.

Aus irgendeinem Grund hatte meines Bruders edle Berufung ihn verraten. Sie hatte ihn umgebracht. Der Schmerz, den diese simple Schlussfolgerung mir bereitete, wollte einfach nicht nachlassen, nicht einmal dann, wenn ich die Hänge hinunterglitt und der Wind mir hinter meiner Sonnenbrille Tränen in die Augen trieb.

Ich zweifelte das offizielle Untersuchungsergebnis nicht mehr an, aber es waren nicht Wexler und St. Louis, die mich überzeugt hatten, vielmehr die Zeit und die Tatsachen. Mit jedem Tag, der verging, war seine grauenhafte Tat etwas leichter zu verstehen und sogar zu akzeptieren. Und dann war da noch Riley. Am Tag nach jenem ersten Abend hatte sie mir etwas gesagt, was damals nicht einmal Wexler und St. Louis wussten. Sean war einmal in der Woche zu einem Psychiater gegangen. Natürlich standen ihm die Dienste von Polizeipsychologen zur Verfügung, aber er hatte sich für die private Lösung entschieden, weil er nicht wollte, dass seine Position durch negative Gerüchte in Gefahr geriet.